Johann August Sutter : der König von Neu-Helvetien [Fortsetzung]

Autor(en): **Zollinger, James Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 36

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-754247

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Johann August Sutter

DER KÖNIG VON NEU-HELVETIEN

VON JAMES PETER ZOLLINGER

Copyright 1938 by Guggenbühl & Huber
Schweizer Spiegel Verlag, Zürich

Uebersetzt von Anna R. Zollinger-Escher

1. Fortsetzung

In der prekären Lage, in der er sich hier befand, lernte er ein paar französische, in St. Louis seßhafte Kaufleute kennen. Diese zogen jedes Frühjahr mit der berühmten Handelskarawane nach Santa Fé, der Hauptstadt der Provinz Neu-Mexiko, die damals noch zu Mexiko gehörte. Da Sutter geläufig französisch sprach (wenn schon mit einem schweren Basler Akzent) und der Reiz seiner Persönlichkeit, wie auch seine Notlage bei den Franzosen großen Eindruck machten, willigten diese gerne ein, ihn dadurch aus seiner Misere zu erlösen, daß sie ihn als Gesellschafter mit nach Santa Fé nahmen. Sein Freund-in-der-Not Laufkötter rüstete ihn mit etwas Taschengeld und Proviant für die mehrmonatige Reise aus. Er versah ihn zugleich mit einigen billigen Artikeln, mit denen er in Santa Fé Tauschhandel treiben konnte, und so ausgestattet reiste Sutter also im Frühling 1835 nach dem fernen Neu-Mexiko.

Das abenteuerliche Wandern an sich gefiel ihm. Es ist daher nicht zum Verwundern, daß er, als er im Herbst nach Missouri zurückkehrte, sprühte vor Begeisterung für Santa Fé, — und besonders für die fabelhaften Gewinne, die dort im Tauschhandel gemacht werden konnten. Als Beweis für seine Behauptungen hatte er fünf oder sieben Maultiere, die er für seinen Kram eingetauscht hatte, mitgebracht. Mit dem Erlös für diese Tiere begann er einen ambulanten Handel unter den Farmern der Umgebung von St. Charles und eine lebhafte Werbetätigkeit für seinen eigenen Handelszug nach Santa Fé.

Diese Tätigkeit brachte ihn auch in jenen Kreis treuer Jünger Gottfried Dudens, der sich um Dudens alte Farm geschart hatte und deren geistiger Führer Pastor Friedrich Münch war. Hier war es, wo das überraschendste Ergebnis von Sutters erstem Unternehmen im neuen Land zutage trat. Pastor Münch schreibt: «Sutter erschien 1835 (oder 1836) in der sogenannten Dudenschen Niederlassung . . . und teilte uns mit . . ., daß er Offizier in der Schweizergarde Louis Philippes gewesen sei, infolge der Revolution von 1830 aber aus Paris habe flüchten müssen.» — (Der Name Louis Philippes ist das Versehen Münchs. Sutter gab immer an, unter Karl X. gedient zu haben.)

Das fruchtbare Beispiel des «Oberst» von Prairie-du-Chien und das Inspirierende der wohltätig-abenteuerlichen Reise nach Santa Fé hatten zur Geburt des «Hauptmanns» Sutter geführt!

Nun galt es zunächst, das Recht zu erwerben, sich auch vor den ältesten Freunden in Missouri mit dem Titel «Captain» zieren zu dürfen. Das konnte dadurch erreicht werden, daß er als Kapitän einer eigenen Karawane nach Santa Fé zog. Er hegte daher in doppelter Beziehung von einem solchen Unternehmen, wie Pastor Münch sagt, «bedeutende Erwartungen . . . und brachte es durch sein einnehmendes Wesen und seine Ueberredungsgabe dahin, daß eine Zahl unserer deutschen Freunde, . . . welchen das damalige Urwaldsleben doch kein rechtes Genügen gewährte, sich mit ihm zur Bildung einer Handels-Karawane nach Neu-Mexiko vereinigte und ihn selbst zum Führer derselben wählten. Es wurden in St. Louis bedeutende Wareneinkäufe gemacht (auf Kredit) . . .»

Die Vorbereitungen für die Reise füllten einen guten Teil des Winters 1835—1836 und trugen dazu bei, ihn angenehm zu verbringen. «Jedermann versammelte sich in meinem Laden», erzählt Laufkötter, «um Sutter von den Aussichten der bevorstehenden Expedition reden zu hören. Es waren meistens bemittelte junge Leute, was einen so tiefen Eindruck auf Sutter machte, daß er überschwenglich wurde, wenn er das Vermögen, das jeder heimbringen werde, vorausberechnete». Laufkötter selbst kannte keine Zweifel, denn am 1. April 1836 verkaufte er seinen Anteil in der Firma Wiese und Laufkötter von St. Charles, um als reicher Mann von Santa Fé zurückzukehren!

Inhalt des bisher erschienenen Teils: Johann August Sutter wurde am 15. Februar 1803 als Sohn des aus dem Baselbiet stammenden Johann Jakob Sutter und der Grenzacher Pfarrerstochter Christine Wilhelmine Stober im badischen Städtchen Kandern geboren. 1819 kam er nach Basel in eine kaufmännische Lehre, besuchte vorübergehend die Schulen in Neuenburg und wurde dann Kommis in einer Tuchhandlung des Städtchens Aarburg, wo er seine zukünftige Frau, Annette Dübeld aus Burgdorf, kennenlernte. Als Dreiundzwanzigjähriger heiratete er sie, einen Tag vor der Ankunft des ersten Sohnes. Mit dem Geld der Schwiegermutter gründete er eine eigene Firma, doch verstand er das Haushalten so schlecht, daß er in schwere Schulden hineingeriet. Ehe und Vaterschaft waren ihm zur Last geworden. Dem Schuldengefängnis zog er die Flucht vor, und so machte er sich im Jahre 1834 aus dem Staub. Er hatte viel von Amerika gelesen, dorthin fuhr er, durchquerte Ohio und Cincinnati, und erschien im Herbst 1834 in St. Louis, wo er dem deutschen Klub von St. Louis beitrat. Neuer finanzieller Schwierigkeiten wegen verlegte er im Winter darauf seinen Wohnsitz nach dem nahen Städtchen St. Charles, wo sein Freund Laufkötter einen Laden eröffnet hatte.

4. Santa Fé und Westport

Ohne seine unglückliche Ehe mit Annette Dübeld wäre Sutter vielleicht nie nach Amerika gekommen. Ohne das Erlebnis von Santa Fé hätte er vielleicht Kalifornien nie gesehen. Ohne beide wäre sein Name unbekannt geblieben. Santa Fé und die darauf folgende Station, Westport, gehören zu den wichtigsten Wendpunkten in Sutters Laufbahn.

Die Karawanenzüge nach Santa Fé im nördlichen Mexiko verdankten ihren Ursprung der Entdeckung einiger Amerikaner, daß diese Provinzhauptstadt nur siebenhundert Meilen von St. Louis entfernt war, während der einzige mexikanische Hafen, Vera Cruz, tausend Meilen weit im Süden lag. Die Frachtspesen auf Waren von St. Louis waren also um ein Drittel niedriger als auf solchen von Mexikos Hafen.

Am 15. April 1836 verließ Sutter mit vierzehn deutschen Genossen St. Charles und begab sich nach Independence (heute Kansas City), wo sich alle nach Santa Fé reisenden Händler zu versammeln pflegten. Die gesamte Karawane bestand aus achtzig, von Ochsen oder Maultieren gezogenen Wagen, von ebensovielen Kaufleuten begleitet. Sutters Gruppe besaß nur vier Wagen und setzte sich nach Laufkötter zusammen aus «Banquiers, Aerzten, Obersten, Hauptleuten, Kaufleuten, Handwerkern, Bauern, Junggesellen und Ehemännern».

Sieben Wochen lang reiste man durch Indianergebiet. Indem man den Großen Arkansas mit seinen flachen, öden Ufern durchquerte, verließ man den Boden der Vereinigten Staaten und kam auf mexikanisches Besitztum, jene «traurige Gegend, wo nicht einmal mehr ein Strauch vorkommt; wo man genötigt ist, die Wachtfeuer mit Buffalomist zu unterhalten, was freilich bei Regenwetter nicht wohl angehen will». Dies war das Land der Kakteen, der Palmitos, Klapperschlangen, gehörnter Kröten, Gazellen, und der schwarzen Züge meilenlanger Büffelherden. Erst in der Nähe von Santa Fé fing das Land wieder an zu grünen.

Für die Bewohner dieser kleinen mexikanischen Provinzhauptstadt bedeutete die Ankunft der amerikanischen Karawane immer der Höhepunkt des Jahres. Es war beinahe, wie wenn in der Gestalt der bärtigen Kaufleute aus Missouri, Sankt Niklaus und Prinz Karneval zugleich, wenn schon zur Zeit der Sommersonnenwende, einträfen. Die Karawane von 1835, die erste, an der Sutter teilgenommen, hatte eine bis dahin unerhörte Höhe der Handelstätigkeit erreicht, und nicht umsonst war Sutter voll Begeisterung nach Missouri zurückgekehrt.

Zu aller Unglück und Leid aber fand man dieses Jahr die Sachlage in Santa Fé vollkommen verändert. Die Behörden hatten den Markt mit den verschiedensten neuen Zöllen belastet. Aus der benachbarten Republik Texas, einer ehemaligen mexikanischen Provinz, die sich gerade im Frühling dieses Jahres unabhängig gemacht hatte, war eine Konkurrenz-Karawane eingetroffen. Einige Amerikaner, die sich dauernd in Santa Fé niedergelassen hatten und große Warenlager besaßen, taten ihr Möglichstes, den Karawanen-Handel zu demoralisieren. Von üblem Einfluß war ferner die Krise, die über die Goldminen Neu-Mexikos eingebrochen war. Und obendrein hatte ein Aufstand der wilden Apachen den größten Teil der männlichen Bevölkerung von Santa Fé weg ins Feld gerufen.

Der Markt war daher sehr flau. So entmutigend waren zum Teil die Geschäfte, daß die sechsundzwanzig Gruppenführer der Missouri-Karawane am 22. August einen Eilboten nach St. Louis abfertigten, um ihre Freunde und stillen Teilhaber daselbst zu warnen, und auf das Fiasko gefaßt zu machen.

Der zwanzigste, der seine Hand unter diese Erklärung setzte, und der einzige, der dabei auf seinen Titel pochte, zeichnete «J. A. Sutter, Capt.»

Indessen hielt die Flauheit des Marktes die besuchenden Kaufleute durchaus nicht davon ab, sich tüchtig zu amüsieren. Es gehörte unbedingt zu einer Reise nach Santa Fé, daß man sich ungehemmt allen Vergnügen hingab.

Was nun Sutter anbelangte, so ging es ihm persönlich nicht übel. Sein Gewinn bestand in etwa hundert Maultieren und Mustangpferden, von denen jedoch die meisten entkamen, ehe die Grenze von Missouri erreicht wurde. Woher er die Mittel hatte, auf eigene Rechnung Geschäfte zu machen, während das Gesellschaftsunternehmen, das er organisiert und geleitet hatte, sich als verfehlte Spekulation erwies, bleibt zwar etwas rätselhaft. Doch ist sehr bemerkenswert, daß keiner der unparteiischen zeitgenössischen Berichte den leisesten Versuch macht, ihm irgendwelche Schuld aufzuerlegen. Sie stimmen ohne jede Ausnahme darin überein, daß der Mißerfolg einzig und allein der Ungunst der augenblicklichen Verhältnisse in Neu-Mexiko zuzuschreiben war. Pastor Friedrich Münch zum Beispiel hat uns einen hübschen, humorvollen Bericht über diesen Pferdehandel Sutters und damit zugleich eine sehr sympathische Schilderung seiner Persönlichkeit hinterlassen: Es war, sagt er, «nichts mit den wilden Bestien anzufangen. Ich selbst kaufte eines der Tiere, quälte mich mit demselben den Winter durch und mußte es im Frühjahr totschießen; andere ließen die unbändigen Tiere frei laufen und sahen nie wieder etwas von ihnen . . . Sutter war damals noch jung, ein hübscher und kräftiger Mann, blond und wohlgenährt, jovial, etwas abenteuerlich und dabei schlauer als man dies seinem anscheinend kordialen Wesen zuzutrauen geneigt war, beweglich in hohem Grade und von seltenem Unternehmungsgeist beseelt. Für eine solche Natur war gerade Amerika der geeignetste Boden, um Bedeutungsvolles auszurichten».

Immerhin, wenn Sutter auch nicht im rechtlichen Sinne schuldig war, so hatte sein Unternehmen doch verschiedenen seiner Freunde und deren Bekannten beträchtliche Verluste gebracht. Sein Ansehen in St. Louis und St. Charles mußte empfindlich darunter leiden, und

(Fortsetzung Seite 1099)

Stumpenkenner rauchen

Weber-Stumpen

Herr Glättli feiert hocherfreut
Den siebzigsten Geburtstag heut.

Man bringt dem frohen Jubilar
Gar vielerlei Geschenke dar.

Indes dünkt ihn am ganzen Feste
Ein Weber-Stumpen doch das Beste.

Weber-Stumpen
Kennerstumpen

LIGA-SPEZIAL, leicht, mit blumigem Aroma, vorzügliche Mischung ausgesucht feiner überseeischer Tabake. 10 Stück Fr. 1.—

WEBER SÖHNE A.-G. MENZIKEN

WEBER 100 JAHRE 1838–1938 MENZIKEN

LICHTBILDER-VORTRAG

„Sonnige Ferien – Leuchtende Farben"

über 100 Leica-Farbenphotos · Sprecher: Walther Benser von der Fa. E. Leitz, Wetzlar

Datum und Ort der Veranstaltung:		jeweils 20.30 Uhr.
ST. GALLEN	Schützengarten Frohsinnsaal	Montag 5. u. Mittwoch 7. September
WINTERTHUR	Restaurant Wartmann	Freitag 9. September
SCHAFFHAUSEN	Casinosaal	Montag 12. September
ZÜRICH	Kaufleuten, Konzertsaal	Mittwoch 14. u. Donnerstag 15. Sept.
ZUG	Hotel Ochsen	Montag 19. September
LUGANO	Hotel Pestalozzihof	Donnerstag 22. September
LUZERN	Kunsthaus, kleiner Saal	Montag 26. September
BERN	Casino Burgerratssaal	Donnerstag 29. u. Freitag 30. Sept.
BIEL	Tonhalle	Montag 3. Oktober
SOLOTHURN	Konzertsaal städt. Saalbau	Dienstag 4. Oktober
BASEL	Mustermesse, Blauer Saal	Donnerstag 6. u. Freitag 7. Oktober

Eintritt frei.
Einladungskarten bei den Photohändlern einige Tage vor der Veranstaltung erhältlich.

ERNST LEITZ + OPTISCHE WERKE + WETZLAR
VERTRETUNG DER ABTEILUNG PHOTO: PERROT & CO. + BIEL

Jäggi + Wüthrich

es ist begreiflich, daß er, nachdem er die mitgebrachten Pferde und Maultiere abgesetzt hatte, es vorzog, sich anderswo anzusiedeln. Er schämte sich seines neuen Mißerfolges. Dazu kam aber noch etwas, was ihn bewog, mehr Distanz zwischen sich und den Kreis seiner alten Freunde zu bringen: nämlich schlaue Berechnung, dahin zielend, seine militärische Vergangenheit weiter auszubauen. Zu dem Zwecke mußte er von den Leuten weg, denen er naiverweise die Wahrheit bekannt gegeben hatte. Es konnte ihm nicht genügen, seinen Titel nur von der Anführerschaft der deutschen Gruppe der Santa-Fé-Karawane abgeleitet zu wissen. Er wollte als waschechter Soldat gelten. Und so führte er sich denn an seinem nächsten Wohnort als «Captain John A. Sutter, vormals in der Königlich-Französischen Schweizergarde Karls X.» ein.

In dieser Eigenschaft finden wir ihn im Frühjahr 1837 in dem erst vier Jahre alten Oertchen Westport (heute Vorort von Kansas City) niedergelassen. Westport schien als der Rivalin von Independence, als Ausstattungsort und Sammelpunkt der Handelskarawanen, eine große Zukunft beschert zu sein, da es direkt am Missouri-Fluß lag und eine bequeme Landungsstelle hatte. Es grenzte hart ans Schutzgebiet der Delaware-Indianer. Diese brachten regelmäßig die Erträgnisse ihrer Jagd, Felle und Pelze, nach Westport auf den Markt und hatten überdies jährlich dreihunderttausend Dollar Regierungssubventionen zu verbrauchen, — ein triftiger Grund für einen Kaufmann, sich in ihrer Nähe festzulegen! Hier war es, wo Sutter zuerst in engen Kontakt mit den amerikanischen Eingeborenen kam und sich jene intime Kenntnis der Wilden erwarb, die ihm später von so großem Nutzen war.

Sonst ist über sein Leben in Westport wenig Sicheres bekannt. Zwar behaupteten verleumderische Zungen, er habe sich durch das Fiasko seiner Freunde in Santa Fé derart bereichert, daß er «die ganze Stadt Westport» aufkaufen konnte. Die Chroniken von Westport wissen nichts davon. Er war dort, wie seinerzeit in Burgdorf, nichts als Ladenbesitzer. Er hatte, wahrscheinlich ohne genügende Barmittel, die Firma Lucas & Cavenaugh käuflich erworben, lebte wie gewohnt auf großem Fuß, hielt, wie das seine Art war, zu viele Eisen im Feuer, als daß er eines hätte recht schmieden können. Und so kam es, daß er, nur ein Jahr nach seiner Uebersiedelung nach Westport, schon wieder vor dem Nichts stand! Der Mißerfolg schien bei ihm chronisch zu werden. In Burgdorf hatte er Frau und Kinder, die in Armut lebten, sich krampfhaft an die Hoffnung auf seinen Erfolg in der Neuen Welt klammerten und sich nach dem Tag sehnten, da seine Geldsendungen ihrer Armut ein Ende bereiten würden. Und nun hatte er wieder falliert. Es muß ihm ganz verzweifelt zumute gewesen sein, denn seinem Freund John Calvin McCoy, dem Gründer der kleinen Siedelung gegenüber sprach er von Selbstmord . . . !

Wahrscheinlich ging ihm erst jetzt ein Gedankenkeim, den er in Neu-Mexiko empfangen hatte, auf und wies neue Möglichkeiten und neue Wege. In Taos unten hatte er den Alcalden (Ortsvorsteher) Charles Beaubien kennen gelernt, einen französischen Kanadier und weltlich gewordenen Priester, der sich dort eingebürgert hatte. Beaubien, der in jüngeren Jahren in Kalifornien gewesen war, erzählte in beredten Worten von dem paradiesischen Klima des fernen Landes mit dem «immerwährenden Sommer». Sutter gefiel sich später darin, sein Verlangen nach diesem Arkadien Beaubiens Erzählung zuzuschreiben. Doch die wenigen sichern Tatsachen, die aus seiner Westporter Zeit überliefert sind, nötigen eher zu der Annahme, daß der Gedanke an einen solchen Ausflug erst als Nachgeburt zu seinem dortigen Fiasko kam.

Es existiert eine rührende Beschreibung seiner Abreise von Westport. Der Augenzeuge war kein geringerer als sein Freund John Calvin McCoy, dessen Bericht in einer Wiedergabe seiner Tochter, Nellie McCoy Harris, enthalten ist:

«In der Frühe eines nebligen Lenzmorgens von 1838 brach ein erbarmenerregender Zug langsam nach Westen auf. Die kleine Prozession bestand aus zwei Männern auf Indianerpferden und einem, der ein altes fuchsrotes Packtier, das leibhaftige Ebenbild Rosinantens, am Zügel führte. Der Reiter, der die Kolonne anführte, sah selbst so unglücklich aus wie der Ritter von der traurigen Gestalt, doch eignete auch ihm jene Atmosphäre starken Wollens und die edle Miene, die den Aristokraten kennzeichnet. Das war Hauptmann John A. Sutter . . . Der Begleiter, der letzte von Hauptmann Sutters einst großem Gefolge, war sein Landsmann Wetler.»

Nach einem Rückblick auf Sutters betrübliche Erfahrungen als Nachfolger von Lucas & Cavenaugh und seine Unfähigkeit, die Löhne seiner Angestellten zu bezahlen, fährt die Erzählerin fort: «Es kamen noch andere Schwierigkeiten hinzu. Sutter suchte voll Verzweiflung meinen Vater auf und sagte, er werde sich das Leben nehmen. Doch konnte ihm dieser Entschluß endlich ausgeredet werden. Mein Vater lieh ihm dann, obschon sein eigener Beutel recht schmal war, Geld zur Tilgung seiner Schulden. Er anerbot sich auch, ihm zur Weiterreise behilflich zu sein. Verschiedene andere Kaufleute steuerten zu einer bescheidenen Ausrüstung bei, und mein Vater gab ihm ein Pferd, während Allan McGee ein solches für Wetler beschaffte. Hauptmann Sutter bestand darauf, seinen gesamten eleganten Putz, wenn man die Hofgarderobe eines vornehmen Schweizers (!) so bezeichnen darf, bei meinem Vater zurückzulassen. Ich kann mich daran erinnern, daß unter dem Haufen ein langer, schwarz-samtener, mit Satin gefütterter Radmantel war, Kniehosen, eine oder zwei seidene Westen, und eine goldene Uhr mit den eigenartigsten Verzierungen.» — Eine prächtige Bestätigung jener kleinen Bemerkung der Burgdorfer Konkursakten über Sutters «viele Kleider»!

Das also war «Hauptmann» Sutters Abreise nach Kalifornien, seinem gelobten Land.

In dieser bezaubernden Natur, die in der Schrankenlosigkeit amerikanischer Verhältnisse sich voll entwickelt hatte, lag sein großes Schicksal. Er mag wieder falliert, er mag zeitweise alles Selbstvertrauen verloren und von Selbstmord gesprochen haben; er mag buchstäblich auf einem alten geschenkten Gaul und ohne einen Pfennig eigenes Geld ausgezogen sein; es sollte sich bald zeigen, daß er verborgene Schätze mit sich führte, die viel kostbarer waren als alle materielle Habe. Diese Schätze waren: seine immer wieder obenaufkommende, unverwüstliche Natur; ein Reichtum an Plänen und Erfindergeist; sein unwiderstehlicher persönlicher Reiz, sein glänzendes Konversationstalent, die Gabe der Ueberredung, die Umgangsformen eines vollendeten Hofmanns, der selbstverliehene Titel eines Hauptmanns und eine erfundene militärische Vergangenheit voll Glorie.

Ehemaliger Hauptmann der Königlich-Französischen Schweizergarde Karls X.! — Das war ein Meisterstück, eine Erdichtung, die ihm ein Königreich in Tantiemen eintragen sollte.

5. Eine glänzende Darstellung

Sutter reiste ungefähr am 1. April 1838 von Westport weg und verbrachte die nächsten drei Wochen unter seinen Freunden, den Delaware-Indianern, während er auf eine Gelegenheit wartete, «blind» über den Konti-

(Fortsetzung Seite 1101)

Joan Blondell and her Son Warner Brothers Star appearing in "The perfect Specimen"

IRIUM gibt Ihren Zähnen wieder strahlenden Glanz

Pepsodent ist die Paste, welche zufolge des neu entdeckten IRIUM den Zähnen ungeahnten Glanz verleiht.

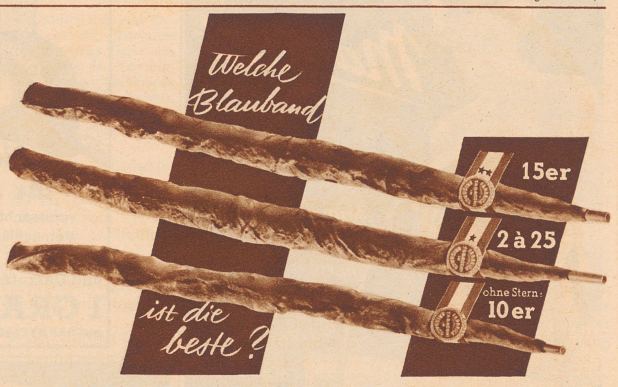
„Dunkle Wolken lichten sich und die Sonne tritt hervor!" — So empfinden Millionen nach erstmaligem Gebrauch der Pepsodent-Zahnpaste, welche IRIUM enthält.

IRIUM ist dermaßen wirksam, daß es den Zähnen den natürlichen, prächtigen Glanz zurückgibt, welchen viele für immer verloren glaubten. Es hält die Zähne der Kinder gesund und stark.

Die mit „super-soft" bezeichnete Pepsodent-Zahnpaste enthält IRIUM.

Zufolge IRIUM schäumt Pepsodent herrlich, wirkt erfrischend! Die große Tube ist vorteilhafter.

Gebrauchen Sie PEPSODENT-Zahnpaste sie enthält IRIUM



Selbstverständlich ist,

daß die teurere besser sein muß, sagt der Durchschnittsraucher und greift zur helleren gleichmäßig geformten Blauband. Der raffinierte Blauband-Raucher aber, sucht nicht so lange heraus, denn er weiß:

1. Daß unter der Marke Blauband nur eine Qualität hergestellt wird, mit der gleichen Einlage, dem gleichen Umblatt, dem gleichen Deckblatt. Daß aber Unterschiede in der äußern Form durch die 100%ige Handarbeit bedingt sind.

2. Daß der Unterschied zwischen Zweistern **, Einstern * und ohne Stern nicht innerlich in der Qualität, sondern nur äußerlich in der Form besteht, und nach beendigter Fabrikation nur durch die Auslese bestimmt wird.

3. Daß man auch für 10 Rappen eine ganz erstklassige Brissago erhalten kann, wenn man auf die Marke

Blauband

achtet, und zwar nicht nur oberflächlich auf das Band, sondern auf den Garantiestempel.

FABBRICA TABACCHI IN BRISSAGO

Wer sparen will, merkt sich das

nent zu reisen. Blind reisen hieß in diesem Falle so viel, als sich bis ins Felsengebirge der Karawane der Amerikanischen Pelzgesellschaft anhängen, und von dort aus mit derjenigen der (britischen) *Hudson's Bay Company* den Stillen Ozean zu erreichen. Die Karawanen beider Gesellschaften pflegten sich jeden Sommer in dem Rendezvous der Trapper und Jäger im Gebirge zu treffen, um diese mit allen Bedürfnissen zu versorgen und den Jahresertrag an Fellen und Pelzen zurückzubringen.

Die amerikanische Karawane verließ Westport am 22. April (einem Sonntag) unter Kapitän Drips. Es ist bezeichnend, daß Sutter nicht bis zum Abfahrtstage in Westport warten konnte. Der Boden war ihm dort viel zu heiß geworden. Er gesellte sich etwa am 1. Mai zur Karawane, als diese die Delaware-Reservation durchquerte. Die Kolonne zählte ungefähr sechzig Personen, zweihundert Zug- und Lasttiere und siebzehn mit schwarzem Wachstuch beplante Wagen, deren jeder von zwei Mauleseln gezogen wurde, der eine vor den andern gespannt. Nur der Wagen des Kapitäns hatte drei Zugtiere, und ein Schottländer, Sir William Drummond-Steward, der zum Vergnügen reiste, hatte ein Sechsergespann. Sutter und seine Begleiter waren nicht die einzigen blinden Passagiere. Den Spuren der Karawane folgte auch eine Gruppe amerikanischer Missionare, die verschiedenen Missions-Stationen unter den Oregon-Indianern zustrebten. Am 2. Juni kam man bei der ersten Prärieſestung, Fort Laramie, an. (Diese Forts des Westens waren keine Militärstationen, sondern gegen die Indianer befestigte Handelsposten.)

Von da aus ging es immer noch dem Nord-Platte-Fluß entlang, über Hochebenen, zwischen fernen Bergketten durch, auf denen noch Schnee lag; durch sandige Oeden, durch Hagelstürme und Orkane. Und immer erfüllte eine unerbittliche Kälte die Luft. Beim erbärmlichsten Wetter wurden Anstalten getroffen, den schäumenden Platte-Fluß zu durchqueren. Boote mußten aus Weiden und Büffelhäuten hergestellt werden. Die Büffel aber mußten zuerst gejagt und die Felle getrocknet werden, was bei dem strömenden Regen lange dauerte. Dann wurden die Wagen auseinandergenommen und stückweise in den improvisierten Fähren übergesetzt. Zu allem hinzu wurde das Lager überschwemmt. Das Gepäck mußte in den Zelten hoch aufgetürmt werden und zuoberst auf die Bagageberge setzte man die zitternden und schlotternden Missionarsfrauen. Endlich, am dritten Tage verzweifelten Ringens, war alles hinübergeschifft. In geringer Höhe über den Reisenden fiel unaufhörlich Schnee auf die Berghänge.

Dann aber schlug das Wetter mit der beispiellosen Plötzlichkeit, die allen Berggegenden eignet, um. Auf den flachen Tafelländern nördlich des Sweetwater-Flusses fingen die Feigenkakteen zu blühen an. So erreichte man am 23. Juni in glühender Sommerhitze und nach achtwöchiger Reise die Endstation der Karawane: das Windriver Rendezvous.

Hier sahen sich die blinden Passagiere in ihrem blinden Vertrauen auf die Führerschaft des Kapitän Drips schwer getäuscht! Man hatte ihnen nichts davon verraten, daß die Karawane den gewöhnlichen Treffpunkt der Bergjäger, der mehrere Tagereisen jenseits der kontinentalen Wasserscheide, am Green River lag, vermeiden werde. Deshalb nämlich, weil die britische Gesellschaft ihre amerikanische Konkurrentin aus den Gebieten westlich der Berge vertrieben hatte und es mit dem Einvernehmen der beiden damals ziemlich schlecht stand. Nur die Trapper der Amerikanischen Pelzgesellschaft waren von der Verlegung des Rendezvous unterrichtet worden.

So blieb nun die Verbindung mit der Hudson's Bay Gesellschaft aus. Keine Verbindung aber hieß unter diesen Umständen keine Weiterreise nach dem Westen und Rückkehr nach dem Osten! Die Missionare ergaben sich ins Unvermeidliche.

Sutter hingegen nicht! Umkehr war für ihn ausgeschlossen. Er kaufte sich daher gegen einen «Biberwechsel» im Betrage von hundert Dollar (einen Wechsel, der in Biberfellen ausbezahlt wurde), einen Indianerknaben, der ihm als Führer dienen sollte. Der hohe Preis erklärte sich dadurch, daß der Junge etwas Spanisch und Englisch verstand.

Allen Anzeichen nach zu schließen, war während der langen Reise eine bedeutende Veränderung in Sutter vorgegangen. Die Wanderschaft wirkte immer erfrischend und belebend auf ihn. Er sah nicht mehr aus wie einer, der auf Selbstmord bedacht ist. Seine vertrauliche Natur, der charmante Gesellschafter in ihm hatten sich nur noch stärker entwickelt. Er machte sich sofort bei den Jägern und Trappern des Berglagers sehr beliebt. Einige von ihnen waren schon in Kalifornien gewesen und sie anerboten sich, als sie hörten, daß er dorthin wollte, ihn zu begleiten. Sutter benutzte also die Gelegenheit, sein kleines Gefolge zu vermehren. Außer dem deutschen Schreiner (dessen Name McCoy als Wetler gibt), dem mexikanischen Maultiertreiber, Pablo Gutierez, den er aus Santa Fé mitgebracht, dem Indianerknaben, den er eben gekauft, gehörten nun wenigstens noch zwei Pelzjäger zu ihm: Niklaus Allgeier, ein Bayer, und der Tiroler Sebastian Keyser.

Nun geschah etwas ganz Unerwartetes. Am 8. Juli erschien plötzlich Kapitän Francis Ermatinger von der *Hudson's Bay Company*, ein Kanadier schweizerischer Abstammung. Er wußte von dem Kommen der amerikanischen Missionare, da deren Vorgesetzter, William Henry Gray, im vorigen Sommer von Oregon nach dem Osten gereist war, um sich Leute zu holen. Im alten Rendezvous hatte er vergebens auf sie gewartet. Eine Kreideaufschrift an einer verschlossenen Tür des preisgegebenen Lagers hatte ihn schließlich an den rechten Ort gewiesen. Es hieß da: «Kommt an den Popoazua am Windfluß und ihr werdet regen Handel, Whisky und weiße Weiber treffen.» So war die Verbindung für die Weiterreise nun doch hergestellt.

Mit Ermatingers kleinem Trupp reisten Sutter, seine Gefährten und die Missionare bis Fort Hall, das sie am 27. Juli erreichten. Ermatinger war Kommandant dieser Feste und gab den Leuten einen Führer, der sie bis zum nächsten Stützpunkt brachte: Fort Boisé am mittleren Lauf des Snake River, wohin sie am 15. August gelangten.

In Boisé löste sich die Reisegesellschaft auf. Die Missionare gingen nach ihren verschiedenen Missionsstationen. Sutter jedoch und sein kleines Gefolge setzten ihren Weg auf eigene Gefahr hin fort, wenn schon in Begleitung eines Führers, den Payette ihnen gegeben hatte.

Der Pfad führte über die Blauen Berge nach Fort Walla Walla und von dort nach der Missionsstation von Perkins und Lee, The Dalles (Les Dalles), so genannt, weil der Columbia-Fluß dort über natürliche Steinfliesen schießt. Als Sutter hier um einen neuen Führer bat, erklärte man ihm, daß Mr. Lee eben im Begriffe sei, selbst nach dem Willamette-Tal zu reisen, um dort Pferde, die er von den Indianern erstanden hatte, gegen Hornvieh umzutauschen. Aber nachdem man Mr. Lee einen Tag lang gefolgt war, fingen Sutters Genossen, an, über die Führung des Missionars zu murren. «So ungehalten wurden sie», erzählt Sutter, «daß sie sich aufzulehnen begannen . . . Wir schlugen daher den direktesten Weg über die Berge ein, durch die wildeste Gegend, die ich je gesehen habe. Es war ein beständiges Hinaufklettern, um auf der andern Seite die Pferde abzuseilen und selbst auf Händen und Füßen nachzuklettern. Beim Ueberqueren der Flüsse mußten wir zuerst eine Leine hinüberwerfen. Einmal riß mir ein Sturzbach das Pferd weg, und wenn nicht mein mexikanischer Diener gewesen wäre, hätte ich es nie wieder gesehen . . .»

So kamen sie zur Willamette-Mission, wo Sutter fast drei Wochen rastete. Wie beliebt er sich dort machte, beweisen die Annalen der Station, die seiner unter dem 1. November 1838 mit folgenden Worten gedenken:

«Genossen neulich in dieser Mission den Besuch mehrerer Damen und Herren aus Vancouver, ebenso zwei oder drei allzu kurze Wochen der Anwesenheit Hauptmann Sutters, eines Herrn aus der Schweiz, der diesen Sommer den Kontinent von den Vereinigten Staaten aus durchquert hat und auf dem Wege nach Kalifornien ist. Er beabsichtigt, mit Viehherden von dort zurückzukehren, diese hier zu lassen, dann nach der Schweiz zu reisen, um seine Familie zu holen und hier eine Schweizerkolonie zu gründen. Sein Besuch war wahrhaft erfreulicher Art.»

Schließlich brachten ihn dann Kanus den Willamette-Fluß hinunter zur Endstation der transkontinentalen Route: Fort Vancouver, welches das Hauptquartier der Hudon's Bay Gesellschaft am Pazifik war. James Douglas führte das Kommando über diese ansehnliche Siedelung. Eine Palisade von 750 Fuß Länge und 450 Fuß Breite umgab über dreißig Gebäude: Werkstätten, Kontore und Wohnhäuser der Vorgesetzten und etwa fünfzig Häuser der Umgebung dienten den Angestellten als Unterkunft.

Der Hauptmann Sutter, der gegen Mitte Oktober 1838 in Vancouver eintraf, muß eine noch viel eindrucksvollere Persönlichkeit gewesen sein, als die, für welche sich die Trapper am Windriver begeistert hatten. Die heilsame und verjüngende Reise über Ebenen und Berge, die Aerzte jener Zeit oft anrieten und dankbare Patienten überschwenglich priesen, scheint Sutters trefflichste Eigenschaften zu wahrem Glanze gesteigert zu haben. Ohne Zweifel hatte er dabei Zeit gefunden, den schönsten Vorrat imponierender Fabeln auszuspinnen, die seine Erlebnisse als Hauptmann der Königlich-Französischen Schweizergarde verherrlichten; Geschichten, die er einst gehört oder gelesen haben mochte und nun für seinen persönlichen Gebrauch genial zuschnitt. Tatsächlich hatte zu seiner Zeit ein ehemaliger Offizier der Schweizergarde namens Suter in Burgdorf gewohnt und figuriert dort wegen Vaterschaftsklage im Chorgerichtsmanual. Von diesem mag unser Held manches Nützliche gelernt haben.

Er hatte die Absicht gehabt, von Vancouver aus der Küste entlang nach Kalifornien zu reisen; aber man bedeutete ihm, daß die Pfade zur Winterszeit ungangbar und die Indianer zu feindselig, zu kriegerisch seien, als daß eine kleine Gesellschaft wie die seine es hätte wagen können, sich ihnen auszusetzen. Dagegen hieß es, daß viele Schiffe zwischen den Sandwich-Inseln und der kalifornischen Küste verkehrten, und da gerade ein Segler der Hudson's Bay Gesellschaft, die «Columbia», sich bereit machte, unter Kapitän Humphreys nach jenen Inseln mitten im Stillen Ozean zu fahren, so schiffte sich Sutter ein, in der Hoffnung, das Land seiner Sehnsucht auf diesem beträchtlichen Umweg schneller zu erreichen.

Einen solch vorzüglichen Eindruck muß Sutter auf einen so gewitzigten britischen Geschäftsmann wie Douglas (später Sir James Douglas) gemacht haben, daß ihn dieser nicht nur mit weiteren Empfehlungen versah, sondern ihm soviel Kredit gewährte, daß er mit zwei seiner Gefährten die lange Seereise nach Honolulu antreten konnte. Ungefähr am 11. November fuhr Sutter von Vancouver ab und landete nach einer recht stürmischen Ueberfahrt von achtundzwanzig Tagen am 9. Dezember, einem Sonntag, auf der Insel Oahu, gerade als die Eingeborenen feierlich in seidenen Kleidern, aber barfuß, zur Kirche gingen.

Unwiderstehlich, üppig wuchs und reckte sich Sutter in seiner neuen Gestalt. In Honolulu kam er bereits als kleinere Berühmtheit an.

Es ging nicht lange (wenn Sutters eigenen Worten zu trauen ist), so machte ihm König Kamehameha III. «den verlockenden Vorschlag, dort zu bleiben und sein Kriegsministerium zu übernehmen». Sutter war klug genug, die Ehre abzulehnen. Denn hätte er seine Kriegskunst schon damals einer Probe ausgesetzt, so wäre wohl sein berückender Traum, dem es ja erst galt, Fleisch und Blut zu geben, allzufrüh zerronnen.

Immerhin geschah es in Oahu, daß der schlaue Schmied seines Glückes sich erkühnte, die Fiktion seiner militärischen Vergangenheit dem Druck zu übergeben. In einem Brief an den Herausgeber der «Gazette» protestierte er höflich gegen die Notiz im «Hawaiian Spectator», daß der Missionar Gray, mit dem er nach Walla Walla gereist war, im Jahre vorher von einem Trupp Sioux-Indianer unter der Anführung eines Franzosen überfallen worden sei. «Da ich früher als Offizier der Schweizergarde in französischen Diensten stand», schreibt der phantasierende Handelsmann von Burgdorf, «so halte ich es für meine Pflicht, die Ehre der französischen Nation zu verteidigen; ich sehe mich daher genötigt, die Behauptung, ein Trupp Sioux-Indianer sei von einem Franzosen kommandiert worden, zurückzuweisen . . .» — Der charmante Fabulierer war in bester Form!

Leider erwies sich aber auch der lebhafte Schiffsverkehr zwischen den Inseln und Kalifornien als Fabel. Das alte Handelsschiff «Bolivar» war gerade vor Sutters Ankunft nach der Küste gesegelt. Aber vier Monate vergingen, und immer noch bestand keine Aussicht auf eine Abfahrt nach dem gelobten Land. Nur die britische Brig «Clementine» lag vor Anker, — zu verkaufen. Sutter wurde ungeduldig.

In diesem Dilemma kam ihm Mr. French zu Hilfe. Er mietete die «Clementine», befrachtete sie für die russische Kolonie von Sitka in Alaska, offerierte Sutter freie Fahrt dorthin als «Superkargo» (Frachtaufseher) mit dem Privileg, das Schiff dann der Küste entlang nach Kalifornien zu nehmen. So segelte er am 20. April 1839 wieder nordwärts. Nicht nur waren seine Taschen wohlgestopft mit neuen und schwerwiegenden Empfehlungsbriefen an hervorragende Persönlichkeiten in Russisch-Alaska und im mexikanischen Kalifornien. Die großen Handelsherren von Honolulu hatten, gerade wie Mr. Douglas in Vancouver, solches Zutrauen zu dem imposanten kleinen Schweizer gefaßt, daß es ihm möglich wurde, Geschütz und allerlei anderes Rüstzeug, das er in Kalifornien zu gebrauchen hoffte, auf Kredit zu erwerben. So sehr war sein Ansehen schon gewachsen.

Und mit dem Ansehen sein Gefolge. Zehn Insulaner, *Kanaken* genannt, darunter zwei Frauen, ein Weißer oder zwei, und eine große Bulldogge vermehrten nun seinen Anhang. So unbestimmt waren offenbar noch seine Vorstellungen von dem gelobten Kalifornien, daß er glaubte, mit diesen wenigen Leuten dort eine Siedelung gründen zu können!

Zunächst aber kam er nun nach Sitka, dem Regierungssitz von Russisch-Amerika, der aus einer Zitadelle und einer sie umgebenden kleinen Niederlassung bestand. Die Russen hatten von Sibirien aus, über die enge Beringstraße hinüber, auf der nordwestlichen Halbinsel des amerikanischen Kontinents Fuß gefaßt und lagen hier ausschließlich dem Fischfang, der Walfisch- und Seehundjagd ob. In Sitka selbst wuchs nichts, aber auch gar nichts, nicht einmal genug Gras für die beiden Kühe, die dem Gouverneur Kouprianoff Milch lieferten. Trotzdem schien man dort herrlich und in Freuden zu leben.

Noch wenige Wochen vor seinem Tode sprach Sutter sehnsüchtig von dem Pomp und Glanz, der ihn in der kleinen russischen Kapitale umgeben hatte. «Dort wurde mir von den russischen Behörden ein großartiger Empfang bereitet und die Fürstin Menschikoff, die Gattin des Gouverneurs, erwies mir besondere Ehre», erzählte er als zitternder Greis noch vor einer Zuhörerschaft von Freunden in Washington. Und in seinen Memoiren betont er mit Stolz: «Ich hatte die Ehre, mit ihr zu tanzen. Es gab dort viele Festtage, manchmal drei in einer Woche, und meine Sprachkenntnisse kamen mir wohl zu statten. Mit dem Sekretär mußte ich spanisch sprechen, mit dem Verwalter deutsch, und mit dem Gouverneur, seiner Gemahlin und den Offizieren französisch. Man nötigte mich sogar, bei russischen Tänzen mitzuhalten, die ich noch nie gesehen hatte.»

In Augenblicken, da den vielbegehrten und bewunderten Gast während seines kurzen Monats in Sitka keine Festlichkeiten in Anspruch nahmen, wurde nebenbei wohl auch der Verkauf der Waren aus Honolulu besorgt. Nachdem dann diese prosaische Pflicht einiger-

Der Fischerhafen Monterey in Kalifornien, wie er um 1840 herum aussah. Die Ortschaft war damals, als Sutter auf dem Meerwege die amerikanische Westküste erstmals berührte, spanische Missionsstation und blieb bis 1846 kalifornischer Regierungssitz. Heute ist Monterey ein vielbesuchtes Seebad.

maßen erledigt und Gouverneur Kouprianoffs Empfehlungsbriefe ausgefertigt waren, trug die «Clementine» diesen neuesten Abgott des Stillen Ozeans wieder südwärts, über eine unruhige See, ans Ziel, das er so geduldig, und auf so vielen Umwegen erstrebt hatte: zum Goldenen Tor, das freilich noch nicht unter diesem Namen bekannt war.

6. Das Gelobte Land

Sutter war nun endlich in Kalifornien.

Um hieher zu gelangen hatte er den amerikanischen Kontinent durchquert und den Pazifischen Ozean in drei Richtungen durchkreuzt. Fünfzehn Monate war er seit seinem Aufbruch von Westport unterwegs gewesen.

Kalifornien! Machen wir uns recht klar, was das für jene Zeit bedeutete. Kalifornien? Unter hundert Leuten hätte kaum einer zu sagen gewußt, wo das zu suchen war. Es war ein Land so fern von der zivilisierten Welt, wie irgend ein Fabel- und Märchenland.

Politisch bildete Kalifornien die nordwestlichste Ecke der Republik Mexiko, die bis 1821 eine Kolonie der Krone Spaniens gewesen war. Tradition, Bevölkerung und Sprache waren also spanisch, soweit das weiße Element in Betracht fiel. Diese gottverlassene Provinz, beinahe von der Größe Schwedens, zählte nur etwa fünftausend weiße Einwohner und sechs- bis zehnmal so viele Indianer. Die weiße oder «spanische» Bevölkerung war äußerst dünn über einen langen, schmalen Streifen Küstenlandes gesät. Sie hatte sich nie weiter als ein paar Meilen von der Brandung weg getraut.

Kalifornien hatte schon glücklichere Zeiten gesehen als Sutter sie nun vorfand. Von San Diego bis Sonoma hatte sich einst eine Kette von achtzehn blühenden franziskanischen Missionen erstreckt. Diese bildeten die eigentlichen Bevölkerungszentren und waren durch den *Camino Real*, die königliche Straße, untereinander verbunden, jede eine Tagesreise zu Fuß von der andern getrennt. In diesen Missionen schenkten Franziskanermönche den Indianern das Christentum und bildeten sie zu tüchtigen Bauern und Handwerkern heran. Diese Mönche waren die eigentlichen Kolonisatoren. Wenige Jahre vor Sutters Ankunft hatten die Missionen noch in ihrer Glanzzeit gestanden und zählten über dreißigtausend zivilisierte, christliche Eingeborene. Ihr Herdenreichtum wurde nach Hunderttausenden berechnet, und große Landstrecken kannten schon die Bebauung. Nun aber war das fast alles dahin. Die Militärbeamten und Soldaten, welche pro forma die Provinz verwalteten und beschützten, nicht arbeiteten und ausschließlich auf Kosten der fleißigen Missionsbevölkerung lebten, waren immer tiefer in deren Schuld gesunken.

Die Soldaten und Beamten verstanden weder von der Landwirtschaft noch von irgend einem Handwerk etwas. Sie waren reine Schmarotzer und brachten es daher in wenigen Jahren zustande, das Land wieder nahe an den Urzustand zurückzuführen.

Trotz des rapiden Niedergangs war Kalifornien immer noch ein glückliches Land zu nennen. Alle Arbeit fiel den wenigen Indianern zur Last, die nach der Auflösung der Missionen in der Zivilisation zurückgeblieben waren.

Nach zwei Dingen aber schmachtete das Land: Abwechslung in der Eintönigkeit dieses arkadischen Lebens, und Unabhängigkeit von Mexiko. Viele der kleinen Revolutiönchen wurden nur aus der Sucht nach Abwechslung geboren. Es stellten sich dann den beiden Parteiführern gewöhnlich viel mehr Freiwillige zur Verfügung, als diese unterhalten konnten; denn Gefahr, daß auch nur ein Tropfen Blut vergossen wurde, bestand ja nicht, da die Feinde alles Brüder, Schwäger und Vettern waren. Galt es aber einmal, indianische Pferdediebe und Herdenräuber zu bekämpfen, dann allerdings waren Freiwillige nie zu haben!

Die Hauptstadt der Provinz Kalifornien hieß Monterey; doch «Hauptstadt» ist eigentlich zu viel gesagt für die zwanzig Lehmhütten, meist ohne Fensterscheiben, die an den idyllischen Ufern einer kleinen Meeresbucht lagen. Aber in diesem Lande ließ sich auch ohne vier Wände und ein Obdach herrlich leben. Das weiche Klima und der angestammte spanische Stolz hatten aus Kalifornien ein Land gemacht, das sich wirtschaftlich wie geistig vollkommen selbst genügte.

Das *Presidio* (Zitadelle) von Monterey lag in Ruinen, wurde aber noch von einem gewöhnlich abwesenden Offizier und einem alten Soldaten «bewacht». Regieren hieß hier hauptsächlich, die Staatseinkünfte, welche fast ausschließlich in Zöllen bestanden, in streng private Kanäle abzulenken. Aber die unvernünftig hohen Zölle, die Mexiko auf alle Einfuhr erhob, hatten, statt daß sie Geld einbrachten, nur zur Folge, daß eine unverhohlene Schmuggelindustrie aufgeblüht war.

Gouverneur Alvarado, als Sutter nach Kalifornien kam, ein junger, schon ziemlich abgelebter Mann von einunddreißig Jahren, hatte sich durch Arbeit und eine Revolution vom Posten eines einfachen Schreibers zum höchsten Amt emporgeschwungen. Seine Autorität mußte er aber mit seinem ebenso jungen Onkel und einstigen Mitrevolutionär, dem *comandante general* Mariano Guadalupe Vallejo, teilen; und jeder der beiden bestrebte sich natürlich, der einzig Maßgebende zu sein.

Dieses Ringen um die Vormacht zwischen dem regierenden Neffen Alvarado und dem kommandierenden Onkel Vallejo war der Schraubstock, in den der Ankömmling aus der Schweiz nun hineingriff.

Vallejo war einer der wenigen Kalifornier rein spanischen Blutes und war denn auch maßlos stolz auf sein «unbeflecktes spanisches Blut». 1832 hatte ihn die Mexikanische Regierung beauftragt, in Sonoma, der nördlichsten Mission, einen militärischen Posten zu errichten, um ein weiteres Vordringen der Russisch-Amerikanischen Pelzgesellschaft, deren südlichste Siedelung in Bodega war, zu verhindern, und bald genug betrachtete er seine hohe Person als den Inbegriff der Macht in Nordkalifornien. Er lebte mit größerem Aufwand als irgend jemand im Lande, und zum Zeichen seiner allerhöchsten Gegenwart hielt er vor seinem Haus stets einen Wachtposten, der weder Freund noch Feind vorbeigehen ließ, es sei denn, er ziehe seinen Hut. Sogar auf Reisen kamen diese Leibgardisten mit und erzwangen vor jedem Haus, das sich der kleine Tyrann zum Quartier erkor, die Zeremonie des Hutabziehens.

Die Geschichte weiß von keinem kalifornischen Wilhelm Tell, der Mut oder Neugier genug besaß, zu sehen, was geschehen würde, wenn er den Hut auf dem Kopf behielte. Der Gouverneur, Vallejos Neffe, konnte nichts als gute Miene zum bösen Spiel machen. Als aber unverhofft der tapfere kleine Bursche mit der glänzenden militärischen Vergangenheit aus dem Lande Tells erschien, da ahnte Alvarado, daß der Tag seiner Vergeltung gekommen war.

7. Empfehlungen

Sutters Ankunft in dem gelobten Lande berührt wie eine Prophezeiung aller Schwierigkeiten, die seiner dort warteten. Seine Reise von Westport bis hieher war eine Triumphtour gewesen, die er auf Kosten anderer Leute ausgeführt hatte. Schlaue Geschäftsherren, Diplomaten, Hofleute hatte er aufs charmanteste bestrickt, so daß sie ihm glänzende Empfehlungen schrieben und allen nötigen Kredit gewährten.

Hier aber begann nun plötzlich das Ringen mit der feindseligen Wirklichkeit.

Die «Clementine» war in Not geraten, kam nur langsam vorwärts, und die Lebensmittel waren nahezu aufgebraucht. Eine Kopie von Belchers Karte der pazifischen Küste, welche Kouprianoff vorsorglich für die «Clementine» hatte durchpausen lassen, ermöglichte es schließlich, den engen Eingang zur kalifornischen Bucht zu finden. Ganz versteckt lagen da am Fuße kahler, aber lieblicher Hügel, an einer innern Bucht ein halbes Dutzend primitiver Häuschen. Das war Yerba Buena. Der kleine Hafen aber war dem liebenswürdigsten aller Heiligen, San Francisco, geweiht. Unter seinem Schutz warf am ersten Juli 1839 die bedrängte «Clementine» Anker.

(Fortsetzung folgt)